

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Grenzstein von Maria Rebe

[urn:nbn:de:bsz:31-339562](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339562)

Der Grenzstein

von

Maria Rebe.

I.

Stilzer-Stephan.



in und dasselbe Minnsal nimmt die Trause von den beiden Dächern auf, auch die Wassersteine ergießen ihre trübe Lache dazu; das liefert hinlänglichen Beweis, daß die Häuser nahe nebeneinander stehen. Die offenen Küchenfenster gestatten den Sommer über freundlichen Verkehr zwischen den Nachbarfrauen. Doch wir vergessen über dem Haus die Schnecke, und diese ist denn doch die Hauptsache. In dem einen der Häuser wohnt mit Frau und Kinder des Bauer Stilzer, in dem andern der Bauer Stephan, ebenfalls mit Frau und Kinder. Wenn wir uns aber unter diesen dem einen und dem andern großen Unterschied und streng abgegrenztes Eigentum denken, so schießen wir weit daneben; wird doch durch die Küchenfenster nicht allein trauliche Unterhal-

tung gepflogen; an den Backtagen schweben die Teigförblein und später die Brodlaibe auf dem Halter hinüber und herüber, je nachdem. Die eine Woche wird bei Stilzers, die andere bei Stephans der Backofen gefeuert. Die Frauen kühlen an Fastnacht in derselben Pfanne, kneten ihre Osterkuchen in derselben Mulde und färben die Eier in der gleichen Brühe. Eine hilft der andern bei der Wäsche; und liegt die eine der Nachbarinnen in Wochen, so steht die andere, ohne Frage, für sie im Haushalte ein. Was in Küche und Haus zwischen den Frauen üblich, das vollzieht sich gleicher Weise in Stall, Schopf und Scheune, zwischen den Männern. Braucht Stilzer Vorspann, so holt er denselben, ungefragt, beim Stephan. Mangelt diesem eine Karre, ein Pflug, ein Flegel oder eine Haue, so weiß er, wo all das, ohne weitere Anfrage, zu finden ist. Stephans Haus liegt gegen die Südseite, Stilzers gegen Norden; so sind denn beide Familien im Frühjahr und Herbst an den Sonntagen auf Stephans Treppe zu sehen, im Sommer finden wir sie auf der entgegengesetzten Seite. Stilzer und Stephan gehen selbender ins Wirtshaus, sie stopfen ihre Pfeifen aus dem gleichen Päcklein, wenn das aus ist, so kauft der, welcher bei dem letzten zu Gast geraucht, frischen Vorrat. Kommen die Zwei in die Wirtsstube, so wird meist der alte Wig aufgewärmt: „Rückt für zwei zusammen, ihr Leut', der Stilzer-Stephan kommt!“

Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Stilzer hat einen Buben und ein Mädcl, Stephan ein Mädcl und einen Buben. Die viere gehen zusammen in die Schule.

Wohl klopfen sich die Jungen gegenseitig gelegentlich die Jacke aus, und das Biesel und das Egel raufen sich mitunter in Wort und That. Das schadet aber der Freundschaft nicht; sie halten, wenn es gilt, wie Kletten zusammen. Am meisten nimmt Stephans Egel Hülfe in Anspruch, nicht daß diese gerade besonders die Feindseligkeit ihrer Schulgenossen verdient, aber sie hat eben in einem Grad rote Haare, daß sie eine Roman-Helbin der Marlitt hätte darum beneiden können, dazu machte sich das Haar noch auf andere Weise breit, indem es trotz Kamm und Wasser, wie eine goldene Sonne, das sonst hübsche Gesicht umrahmte. Rote Haare sind auf dem Lande schon sehr vom Uebel; rechnet man doch die Roten unter die Gezeichneten; aber wo sie in die Höhe stehen, da rettet Niemand deren Trägerin vor dem Ueberramen: rote Wetterhexe. Stitzers Martin bekam, indem er das Egel gegen etliche seiner Kameraden in Schutz nahm, eine Schramme ab, deren Narbe ihm zeitlebens die Stirne zierte. Dieses Zeichen wurde natürlich Anstoß zu näherer Beziehung zwischen den Beiden. Martin fühlte sich als Beschützer, das Egel als Beschützte.

Zog der Pfarrer den Spruch: Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen, in der Predigt an, so war die ganze Gemeinde überzeugt, es sei auf Stitzers und Stephans gemünzt. Daran war übrigens der geistliche Herr selbst schuld, war er doch nicht leicht zu einem Versöhnungsversuch aufgefordert, ohne daß er auf die beiden Häuser hinwies, die ihre Traufe in das gleiche Rinnsal gießen. Aber liebe Leute,

man darf den Tag nicht vor dem Abend loben, und der Vorsicht, welche sich in nachstehenden Reimen ausspricht, ist allerwegen geboten:

In de Himmel, sagt er,
 Willsch nein komme, sagt er,
 Musch e Landkart' mit der nemme, sagt er,
 Denn der Weg, sagt er, geht um d' Hell', sagt er,
 Un der Deifel, sagt er, isch e schlimmer G'sell.

Jahre lang dauerte das schöne Verhältnis. Während der Zeit waren die Kinder Leute und fast die Mädchen Bräut geworden, als der Teufel einen Anstoß in den Weg warfte.

II.

Stilzer und Stephan.

Hinter den Scheunen liegen die Grasgärten auf der ganzen Länge nach neben einander. Die Großväter trennten sie zu ihrer Zeit durch eine Weißdornhecke. Der Weißdorn that auch lange Jahre hindurch das Seinige, indem er sich verdichtend eine schöne grüne Scheidewand abgab. Als aber die Verhältnisse zwischen den Häusern immer inniger wurden, so daß Hühner, Gänse und Schafe ungehindert durch die Lücken schlüpfen, als die Kinder und selbst die Alten zur Obstzeit unbehindert herüber und hinüber gingen, da wollte dem alten Weißdornhaag dünken, er verschwende seine Kraft umsonst; eine Ranke nach der andern begab sich zur Ruhe, nur hie und da ragte noch ein Stämmchen empor und trauerte über die Neuerung, welche selbst einen pflichtgetreuen Grenzwächter, wie den Weißdorn, nutz- und zwecklos mache.

Es ist nach dem Heuet. In Stephan's Garten löst sich eine Fröhbirne vom Zweig und versteckt sich unter dem Gras. Das sieht Stilzer und überschreitet ohne weiteres Bedenken die Hecke. Da strauchelt er über einen Gegenstand, der sich unter Laub und Gras birgt; er bückt sich darnach und findet einen Gemarkstein, der etwa anderthalb Fuß von der Scheide in seines Nachbars Garten eingelassen ist. „Bis hierher gehört's unser,“ urteilt er, den Streifen zwischen der Hecke und dem Grenzstein ins Auge fassend. „Wie hat nur der Stephan die lange Zeit hindurch das Stück Garten behalten können, ohne davon zu schnaufen?“ Nachdenklich kehrt er in seine Scheune zurück; nach den Fröhbirnen gelüftet ihn vor der Hand nicht mehr.

Bei Bauern ist ein Grenzstein, was der Rhein und die Vogesen für Deutschland und Frankreich. Ein Thatbestand, wie ihn Stilzer entdeckte, lockert leicht die Freundschaftsbände und läßt dieselben bei weiterm Verfolg wie modriges Stroh zerbröckeln. Als er durch seine Scheune zurück will, hört er Stephan im Futterstall. „Ich möcht's ihm,“ denkt er, „ganz warm sagen.“

„Da hab ich in deinem Garten etwas gesehen,“ hub er an, „was mir nicht gefallen kann; du hast einen Streifen von unserm Garten bei deinem Land. Ich schäh', wir machen die Scheide dahin, wo sie von Rechtswegen hin gehört.“

„Wie so?“ fragt verwundert Stephan.

„Komm und lug' selber!“ entgegnet Stilzer.

Der Stein wird bloß gelegt und zeigt auf beiden Seiten die Zeichen, welche ihn zum richtigen Grenzstein machen.

„Für mich gilt das nicht,“ sagt Stephan gereizt. „Mein Großvater hat die Hecke gepflanzt, das ist allewege schon fünfzig Jahre her und Jeder weiß, daß nach dreißigjährigem Besitz das Land Eigentum wird. Kein Teufel kann mir's streitig machen!“

„So ist's gemeint?“ sagt Stilzer gereizt. „Du weißt von dem Stein und behältst, was mein ist? — Der Teufel wird sich wohl um unsern Handel nicht bekümmern, aber es wird noch Leute geben, die dir meinen Grund und Boden aus den Zähnen reißen.“

In der Küche findet Stilzer seine Frau beim Geschirrspülen mit der Nachbarin in traulicher Unterhaltung.

„Mach' das Fenster zu,“ brummt er, und als seine Ehehälfte zögert, wirft er selbst den Flügel in den Rahmen und schiebt den Riegel vor.

„Bist ein Narr, Jockel?“ fragt die Frau, „was kommt dir ein? Was müssen wir die da drüben von uns halten?“ Sie schaut hinüber und siehe, drüben vollzieht sich das Gleiche wie hien; Stephan schlägt das Küchenfenster zu und seine Marie steht verblüfft daneben.

Hinter den trüb angelaufenen Küchenscheiben erzählt jeder der Bauern seiner Frau die Geschichte, freilich auf seine Weise, und beide schließen mit dem Machtwort: „Daß du mit denen da drüben nichts mehr zu thun hast!“

Die Küchenfenster bleiben von da weg geschlossen. Spinnen ziehen ihre Fäden in die Rahmen, Staub und Ruß setzt sich darein, und in dem Schlupf zwischen den Häusern herrscht unheimliche Stille.

Wenn Stilzer behauptete, daß der Teufel sich um den Handel nicht kümmern würde, so konnte das bloß Spaß sein. Karrrt doch der Teufel den Beißwerder von Weißenburg auf dem Wiesenpfad herbei, wo eben Stilzer seine Matte wässert. „Wenn dieser Winkeladvokat bei einem Bauern steht, da ist der Böse nicht gar fern!“ Das weiß Stilzer so gut wie jeder andere Bauer im Weißenburger Kanton und dennoch drängt's ihn, den Graben an der Stelle zu säubern, wo dieser sich mit dem Pfad kreuzt. Diese Absicht wittert der Beißwerder von Weitem und macht deshalb seine Schritte etwas kürzer.

„Nur nichts merken lassen,“ denkt der. „Bei den Bauern hilft's pressieren nicht und wenn's im Heustall brennt.“

Stilzer schaufelt derweilen im Schlamm, als hinge von der Säuberung dieser Stelle sein ganzer Dhmtertrag ab; schließlich berühren sich Magnet und Eisen, Bauer und Advokat, die der Prozeßmagnetismus gegenseitig anzieht.

„So ist's recht, Stilzer,“ leitet Beißwerder das Gespräch ein, „wenn man die Matte geschoren hat, so muß man sie wässern. Ein schön Stück Land das, Euer Vater selig verdankt mir's, daß er wohlfeil dazu gekommen; es war damals, als der Schlosserhans auswanderte.“

„Ich weiß wohl,“ fiel Stilzer in die Rede, „war dazu malen etwa vierzehnjährig, ich hör' noch, wie mein Alter zu der Mutter sagt: Das verdank ich dem Beißwerder.“ (Was aber die Mutter darauf geantwortet, verschwieg wohlweislich der Bauer.) Genug, der Advokat hörte schmunzelnd zu, und indem er sich innerlich erwärmte, dachte er: „Flüssig werden

lassen, dann läuft's schon von selbst." Nicht übel gerechnet. Was in dem Stilzer kochte, das lief denn auch über; wohl nicht schwallweise, wie das bei einem Städter der Fall ist, aber stet und umständlich nach ächter Bauernart. Dem Weißenburger Leuteschinder wurde es bei diesem Bericht so wohl wie einem laufigen Hinkel in der Sonne, aber vorerst begnügte er sich damit, ein bedenkliches Gesicht aufzusetzen.

"Das ist ja ein verzweifelter Fall!" begnügte er sich zu äußern, indem er seine Horndose hervorholte, sie aufklappte und zur Prieße einlud. Darüber erschrak fast der Bauer, kannte er doch die Sage und Redensart: „Wer mit dem Reißwerder schnupft, den hat der Teufel beim Kragen! Zögernd wohl, aber immerhin doch nahm er eine Prieße, that auch dergleichen als schnupfe er, ließ aber den Tabak in's Gras fallen, indem er die Finger an den Zwillighosen wischte; somit glaubte er seinem Verhängnis zu entgehen.

"Sehen müßt' ich's schon selber," nahm Reißwerder die Rede wieder auf, indem er die Dose einsteckte und den abgefallenen Tabak vom unsaubern Hemd stäubte; „so etwas kann man vom Hörensagen allein nicht beurtheilen.“

Das war dem Stilzer nicht recht, denn mit dem, welchen er soeben zu seinem Vertrauten gemacht, durch's Dorf gehen, dazu konnte er sich kaum entschließen.

"Im Augenblick, Herr Reißwerder, kann ich nicht heim," erwiderte er, eifrig die Arbeit wieder aufnehmend; „das Wasser muß ich stellen, sonst kommt mir der Nachbar zuvor, aber heut' Nachmittag findet Ihr mich beim Strohseilmachen.“

Der Advokat hatte gewiß in seinem Leben schon manche Veranlassung, um dickhäutig zu werden, und er ist's auch in einem Grade geworden, daß eine Demütigung wie diese ihn kaum mehr berührte; er nahm deshalb die Einladung zum Stellbischein in der Scheune als selbstverständlich an und trollte ab. „Werd' auch noch in die Stube kommen und auf der Tischdecke mit den Beinen strampeln,“ dachte er zu seinem Troste.

Kaum war der Unglücksvogel weg, so krahte sich Stilzer hinter den Ohren: „Bist ein Esel, mit dem da anzubinden; aber was will ich machen? Allein kann ich den Prozeß nicht anfangen und durchführen, ein vornehmer Advokat wär' zu teuer für uns, der da thut's um ein Geringes.“ Mit diesem Trost vorläufig beruhigt, kam Stilzer heim, wagte aber seiner Marie von der Begegnung mit Beißwerder nicht zu berichten; vielmehr trachtete er darnach, seine Gehälft für den halben Tag vom Hause zu entfernen, was ihm auch gelang, indem er sie zum Kartoffelhäufeln beorderte. Eins verhinderte er in dessen nicht, daß nämlich seine Frau den unheimlichen Besucher nicht fern von ihrem Hause antraf, von wo aus sie ihn in den Hof eintreten sah.

„Herr Gott im Himmel!“ sagte sie vor sich hin, „sind wir schon an dem?“

Nachdenklich zog Frau Stilzer die Früchte, lockerte Erde an die Kartoffelstauden heran und entfernte vorsichtig das Unkraut. Sie fühlte es kaum, wenn die Stacheln der Disteln und Brennnesseln ihre Hand berührten, brannte doch eine schmerzlichere Sorge in ihrem Innern. Bierzehn Tage sind

kaum über dem Streit hingegangen, aber wie finster und leer ist's seitdem im Hause, wo ihr Mann das Küchenfenster geschlossen und mit einem Nagel befestigt, „und das alles nur wegen einem Riemen Land, der Stephans nicht nutzt und uns nicht schadet.“ — „Aber ich kann's auch von Stephans nicht begreifen, daß Keines von ihnen ein Wort gesagt, die langen Jahre hindurch; es ist doch so gut wie gestohlen. Aber daß jetzt der Menschenfresser bei uns ein- und ausgeht, das ist das Ärgste.“

Sie hörte Schritte hinter sich und als sie umlugte, stand die Madlen, Stephans Frau, mit dem Grastuch auf dem Arm vor ihr. Freundlich sah Marie nicht gerade aus bei den Gedanken, die sie hegte, auf die übliche Frage: „Flect's Nachbarin?“ brachte sie kaum die Antwort: „E' so!“ heraus, halb Leid, halb Born drückte sie über die Brust und im Hals wo diese zwei in einem Menschengemüt gähren, da müßte eine Frau daran erwürgen, wenn nichts davon an den Tag käme. Madlen stößt den Spunden auf, indem sie, näher tretend, sagte: „Marie, es kann und kann nicht sein, daß wir so auseinander kommen, laß du unsere Alten sich in die Haare fahren, zwischen uns soll's bleiben wie es immer war.“

„Du hast gut reden,“ erwiderte die Stitzerin barsch; „Ihr seid im Vorteil und bei uns geht der Beißwerder ein und aus.“

„Ein großer Vorteil!“ entgegnete Madlen, „der Riemen Grasboden, meinetwegen könnt ihr den und noch einmal so viel dazu haben, wenn's nur wieder käme wie es war. Du glaubst nicht, wie mich das Heimweh nach dir und den Kindern quält;

dazu geht der Stephan herum, wie ein bissiger Hund. Nichts macht man ihm mehr recht, er brüllt die Kinder an, und traktiert das Vieh, daß man sich schämt.“

„Meinst meiner sei anders?“ erwiderte Marie, „der ist affkurat so, und dazu hocht er dato mit dem Reißwerder in der Scheune. Muß ich erleben, daß der bei uns ein- und ausgeht!“
Bornige Thränen liefen ihr über die Backen.

„Was sagst du, der Kerl steht deinem Mann, gegen uns, bei? da können wir den Bündel schnüren. Das könnt ihr vor Gott nicht verantworten.“

„So meinst, Madlen?“ sagte Marie, „wer hat denn alles angezettelt, wenn nicht Ihr? Ihr habt's gewußt, daß ein Grenzstein da ist und Ihr habt kein Wort davon gesagt. Ich weiß nicht, wie ich's heißen soll, wenn das nicht gestohlen ist!“

„Halt, Marie, versündige dich nicht,“ bat Madlen, indem sie mit der Grastuchdecke über die Augen wischte. „Ja, ich hab's gewußt, daß der verfluchte Stein im Grasgarten ist, denn ich habe mehr als einmal die Sichel daran stumpf gehauen und immer bin ich dahinter gewesen, der Stein müßte weg, aber der Peter hat nie gewollt. Wenn er hätte betrügen wollen, so hätt' er das Zeichen unbeschrieben wegthun können, aber er hat gemeint, was hüben am Zaun ist unser, was drüben euer.“

„So könnt' jeder teilen,“ sagte Marie, bei der wieder der Born über das Leid siegte.

„Marie, Marie,“ warnte die Stephanie, „red' dich nicht in den Aergger, ich mein' an uns Frauen wär's zum Besten zu reden, wenn die Männer prozessen wollen.“

„Meiner hört nicht auf mich, der hat seinen Rathgeber, hintennach ist gut reden, hättest du zu deinem Alten gesagt: der Riemen gehört zum Nachbargarten, so wäre alles nicht so gekommen, wie es jetzt ist.“

„Weiß Gott, Marie, ich hab nicht gewußt, was der Stein bedeutet; wenn du das nicht glauben willst, so steck' einen Stecken dazu. Mit dir ist nicht zu reden, so wenig wie mit deinem Mann.“ Sagt's und geht mit ihrem Grastuch weiter. Marie sieht der Freundin nach. Das Leid mehrt sich in ihrem Herzen gegen den Born, doch dieser wird auch jetzt wieder Meister. Mißmutig haßt sie in die Kartoffelstauden ein, gerne hätte sie die Welt mit allen Grenzzeichen unter ihrer Haut gehabt, kein Wunder, wenn mancher Kartoffelstengel unter ihren Streichen fällt.

So reißen denn alle Stränge? — Ein dünnes Schnürchen soll übrig bleiben.

Stephans Ebel wühlt im Gras unter dem Frühbirnbaum. Dem armen Mädchen ist's wie einem verschuchten Hinkel zu Mut. Die Eltern schreien sie an, der Martin kommt nicht, und ihr ist strengstens verboten, zu Stilzers zu gehen; so sammelt sie zu kleinem Trost Fallobst in die Schürze, aber sie schmecken nicht wie sonst, wo Martin mit dabei war. Wie gewünscht erscheint dieser in dem Nachbargarten. „Martin!“ ruft Ebel, das Leid vergessend, „lug' da, was ich hab!“ Sie hält die offene Schürze über den Zaun, Martin langt zu, steckt sich die Taschen voll und fängt an, mit vollen Backen zu kauen. Die jungen Leute vergessen für den Augenblick das Leid, welches über ihnen hängt. Euchen fällt's zuerst wieder aufs Herz. „Ich

kann dir gar nicht sagen, wie's bei uns so betrübt ist," klagte sie, „wo man hinlugt, sieht man böse Gesichter, dem Peter hab ich schon gesagt, er solle doch nicht auch noch anfangen, aber der hat mich schön angechnaukt, wenn ich keine dumme Gans wär', würde ich zu unsern Eltern halten und nichts mit Leuten zu thun haben, die sagen, unser Vater ist ein Dieb. Gelt, Martin, das sagt ihr doch nicht im Ernst?“

„Ich für mein Teil glaub's nicht, aber bei uns siehts nicht besser drein, als bei euch. Nichts hört man den ganzen Tag, als von Prozeß und Unkosten. Es schmeckt einem nicht mehr am Tisch.“ Um auszugleichen, nahm er eine andere Birne in Angriff.

„Weißt was?“ sagte Evel, „wir, du und ich, halten zusammen.“

„Ich mein's auch,“ stimmte Martin bei, „aber es darf's kein Mensch wissen.“ So blieb denn noch eine Faser von dem schönen Bündnis übrig.

III.

Stilzer gegen Stephan.

Daß noch andere Seile und Stricke, beim Strohseil drehen, in Stilzers Scheune vorbereitet wurden, ist Vermutung, bekannt ist nur eines: als der Bauer mit seinem Advokaten zur Stelle kam, wo der verhängnisvolle Stein den Boden überragte, stand plötzlich Stephan, mit dem Dreschflegel, auf der anderen Seite. „Bleibt über der Hecke drüben,“ erklärte er, „oder es gibt, weiß Gott, ein Unglück!“

Stilzer erwiderte: „Diesseits des Zauns, da wo ich stehe, ist mein Eigentum, da hast du mir nichts zu befehlen.“

„Der Teufel ist dein,“ war die Antwort.

„Das wird sich weisen, wem's gehört,“ mischte sich Beißwerder darein.

„Salt's Maul, Schinder,“ schrie Stephan mit erhobenem Flegel. Wie hartgesotten der Advokat sein mochte, gegen Dreschflegelstreiche war er nicht gefeit, deshalb zog er sich zurück und schoß bloß noch etliche blinde Kugeln ab, indem er dem Bauern mit Verklagen drohte. Stilzer folgte; so blieb denn Stephan für den Augenblick als Sieger auf dem Platze. Anders war's freilich, als nach Monaten das Gericht ihn zum Verlust des streitigen Grundstückes und in die Kosten verurteilte.

Von seinem sauberen Anwalt aufgestachelt, klagte Stilzer weiter, um Stephan zu veranlassen, auf eigene Kosten eine Scheidewand zwischen den beiden Baumgärten zu errichten. Das Begehren wurde abgewiesen und diesesmal Stilzern die Kosten zur Last gelegt. So mußten beide Bauern Federn lassen und Beißwerder stopfte dabei sein Kopfkissen.

Stilzer wollte in seinem Aerger von alle dem, was beim Nachbar vorging, nichts mehr wissen und führte deswegen eine acht Fuß hohe Dielenwand zwischen den Baumgärten auf. Auch diese fand er nicht genügend, er schlug mit eigener Hand Nagelspitzen oben ein, damit Niemanden einfallen könnte, hinüber oder herüber zu steigen. Dabei rutschte die Leiter und der Bauer that einen Fall, der ihm die Hüfte verrenkte. Hilfslos lag er am Boden und jammerte zum Stein erweichen, bis

endlich Stephans Evel von der anderen Seite herrief: „Pfetter, was ist's?“

„Lauf, Evel,“ seufzte Stilzer, „sag's unserer Mutter, ich bin gefallen.“

„Ich darf nicht zu euch, hat der Vater gesagt.“

„So brüll' auf der Gasse oder im Schlupf bis dich Jemand hört,“ seufzte es auf der andern Seite der Scheidewand. Dieser Aufforderung genügte das Mädchen gewissenhaft, so daß es nicht lange ging, bis die Stilzerin mit ihrem Sohn Martin zur Stelle war. „Daß unser Herr Gott uns so straft!“ schrie sie laut. „Am liebsten nähme ich ein Beil und schließe das Ding da zusammen.“ Ein Blick auf ihren jammervoll daliegenden Mann schloß ihre Lippen. Mühsam schleppten sie den Verunglückten ins Haus und brachten ihn zu Bett.

„Lauf' Martin, was du kannst in die Stadt und hol' den Doktor,“ befahl die Bauerin. Diese Hilfe erwartend, stellte sie Versuche an, um den Ohnmächtigen zu sich zu bringen. „Ist denn keine Hilfe mehr auf der Welt?“ jammerte sie. „Der verfluchte Prozeß! hätt' nur der Teufel den Reißwerder! der allein hat uns hineingestoßen!“ Nein, Marie, der Advokat ist nicht an Allem Schuld, du und dein Mann, ihr habt's gewollt. Hättest du dazumalen auf dem Kartoffelacker die Madlen nicht abfahren lassen, was gilts, sie stände dir nun bei in deiner Noth.

Endlich schlägt Stilzer die Augen auf, aber mit dem wiederkehrenden Bewußtsein treten aufs neue die Schmerzen ein. Der Arzt schüttelt bedenklich den Kopf. „Wär's ein Wein

oder der Arm, so könnte man schindeln, aber der Hüftknochen muß von selbst wieder zusammenwachsen; dazu ist euer Mann nicht mehr jung, auch ist eine innere Verletzung, die sich dato nicht feststellen läßt, nicht ausgeschlossen."

Als Stülzer die Scheidewand errichtete, meinte er, nun sei die Welt mit Brettern vernagelt; daran dachte er nicht, daß wenn die Sonne das Holz zusammenzieht, es auch Astlöcher in den Dielen gebe. Etwa fünf Fuß hoch vom Boden weg bildete sich auf diese Weise ein bequemes Guckloch, durch welches Martin ausschauen kann, wenn er seinen Schatz auf der andern Seite vermutet. Das Guckloch muß sich freilich auf die Fußspitzen stellen, wenn sie den Martin sehen will, hören kann sie aber ohne Anstrengung, was ihr der Nachbar erzählt: „Bei uns ist's nicht mehr zum Aushalten. Heute Nacht war das Wachen an mir, wir machens umschichtig. Der Vater hat meist keine Ruhe vor Schmerzen, und wenn man meint, jetzt könne er schlafen, da quälen ihn die Gedanken: „Das verfluchte Ding da!“ meinte Martin, indem er an der Scheidewand rüttelte, daß es nur so in den Fugen krachte; „er meint immer, er müsse darüber klettern, dabei ruft er bald Stephan, bald Madlen, auch nach dir verlangt er, dabei muß man ihn halten und leider Gott weiß man nicht wo anrühren, ohne ihm wehe zu thun. Die Mutter ist dabei manchmal wie hintersinnt, wenn das Gretel und ich nicht Stand halten würden, so weiß ich nicht wo es hinauswollte, dazu ist Arbeit überall; ich sollte Mist führen, zu Acker fahren, Grundbirn setzen, und leider kann ich nicht vom Haus weg.“

„Du armer Martin! es wird ja auch wieder, so Gott will, besser kommen,“ tröstete Eva.

„Nein, Ebel, bei uns kommts nicht besser, daran ist der verdammte Streifen Land schuld, auf dem ich stehe, und die Diehlenwand, die uns scheidet.“

„Da kannst du und ich nichts davor,“ bemerkte das Mädchen

„Wohl nicht! aber wir müssen's austunken,“ fiel ihr Martin ins Wort; „daß wir da an dem Loch stehen, du drüben, ich hüben, und uns sonst nicht anlugen dürfen, das wurmt mich und so halt ich's nicht mehr aus. Bis im Spätjahr bin ich militärpflichtig, dann geh ich meiner Wege; wenn die Mutter keine Vernunft annehmen will, und thun was ich alle Tage sage, so soll sie sehen wie sie es mit dem Gretel allein macht.“

„Du wirst doch deine Eltern nicht in ihrem Elend sitzen lassen!“ sagte Eva erschrocken.

„Der Mutter kostets einen Gang hinüber zu euch und das Wort: Wir haben gefehlt! Dafür kenne ich deine Eltern, daß sie mit dem Verzeihen nicht hinter dem Berge halten, aber da hilft kein predigen, sie thut's halt nicht.“

Als die Beiden sich trennten, wischte sich Eva über die Augen. Vater Stephan, der vom Futterstall aus der Unterredung zugehört, trug seine Bedenken in die Küche.

„Unser Ebel hat ein Geschleif mit dem Martin drüben,“ berichtete er seiner Frau.

„Das weiß ich längst,“ entgegnete diese trocken.

„So du weißt's, und sagst nichts, und verhinderst nichts?“

„Was kann man da groß verhindern? die kämen doch

zusammen. Uebrigens haben wir's angezettelt, als sie noch kleine Kinder waren. Es war ja schon fertig und ausgemacht, unser Philipp müsse Stilzers Gretel, der Martin unser Evel heiraten."

"Sonst ist nicht jetzt, Alte, und von einem Geschmuse zwischen hüben und drüben will ich nichts wissen."

"So verhindere du's, Alter, ich mische mich nicht hinein. Daß unser Philipp Stilzers Gretel nichts nachfragt, weil er die Müllersiß zur Diebsten hat, kann mir schon recht sein. Unserm Evel wehr' ich den Martin nicht, der hängt mir von klein auf am Herzen. Uebrigens wird's unser Herr Gott schicken wie Er will."

"Der wird sich viel um unsere Händel kümmern," brummte Stephan, und als er aus der Schußweite war, fügte er bei: "Der Kuckuck hol' die Weibskent! Die wissen alles und bringens schließlich nach ihrem Schäddel zurecht!"

IV.

Stephan.

Hinter dem Kälchvorhang liegt, zum Gerippe abgemagert, der Bauer Stilzer. Mühsam drängt sich die Luft durch dessen matte Lungen, klar und klarer wird dem armen Dulder daß sein Ende naht. Anfangs konnte er sich, trotz der Schmerzen, mit dem was zu thun vorlag, beschäftigen, wenn auch nicht mit That, so doch mit Rat. Mit den Kräften schwand die Lust an dem Betrieb. Von der Erde weg richtete er allmählig seine Gedanken zum Himmel, wohl fühlend, daß dort allein

Ruhe zu finden ist für jeden müden Wanderer, der hienieden sein Reisekleid in's Grab legt. Nach dieser Ruhe sehnt sich der arme Kranke, aber er wagt kaum die Hand nach der Heimat auszustrecken. Davor steht ein Racheengel mit flammen dem Schwert und rüttelt Stilzers Gewissen auf. In seiner Vergangenheit sieht er den Frieden, durch seine Schuld vernichtet, er denkt an seine Gemeinschaft mit dem verruchten Advokaten, er sieht verzweifelnd ein, daß er, mit solchem Unrecht beladen, den Himmel nicht erreichen könne.

„Holt den Pfarrer!“ bittet er. Der Geistliche spricht Trost zu, ermuntert zum Vergeben, er betet für und mit dem Kranken. Das Gebet sinkt bleiern nieder, ruhelofer und trostbedürftiger als je ist dem Kranken zu Mut.

Länger und länger werden indes die Nächte mit den unheimlichen Schatten, welche sich um das Schmerzenslager weben; was sich vom qualvollen Kampf für Stilzer in die schlaflosen Nachtstunden drängt, das weiß nur Gott und er selbst.

„Martin“, ruft leise der von Schmerzen Geplagte, von Gewissensbissen Gemarterte. „Hol' mir den Stephan, ich muß in's Heine kommen ehe ich sterbe! . .“

Martin geht. Als er am Nachbars Hause anklopft, tutet eben der Nachtwächter Mitternacht. Eigen durchzuckt den jungen Mann. Wie lange hat er diese Thürklinke nicht mehr in der Hand gehabt und nun geschieht es in so schweren Verhältnissen! Was ist's?“ fragt Stephans Madlen zum Fenster heraus.

„Der Vater ist schlecht,“ entgegnete mit bebender Stimme der Bote, „er will mit Euerm Mann reden.“

„Ach du lieber Gott! stehst so!“ sagte die Bäuerin, indem sie den Riegel an der Thüre zurückstieß, um den jungen Stilzer einzulassen. Sie weckte eilends ihren Mann, und theilte ihm die Botschaft aus dem Nachbarhause mit. Stephan wendete sich zur andern Seite und sagte: „Es wird nicht pressieren und noch Zeit sein, wenn ich morgen komme.“

„Nein, Stephansvater,“ drängte Martin, „bis Morgen ist, allewege zu spät. Kommt gleich, es könnt Euch sonst reuen!“

Stephan streckte und reckte sich, und langsam machte er schließlich Anstalt, das Bett zu verlassen. Hastig reichte ihm seine Frau die Kleider, und half nach wo es bei dem schlaftrunkenen Mann etwas unbehülflich zuing, doch ehe er in den Holzschuhen war, kam Gretel schreiend herbei und klagte: „Der Vater ist tod!“ Während die Bäuerin und die Kinder des Verstorbenen in lautes Jammern ausbrachen, stand Stephan wie erstarrt. „Schon tod,“ murmelte er, „und er hat sich versöhnen wollen, aber jetzt ist zu spät! Herr Gott im Himmel, er hat gewollt, aber ich nicht!“ Er ging mit hinüber ins Trauerhaus, wo er den ehemaligen Freund im Tode erstarrt wieder fand, welch schreckliches Wiedersehn! Was mochte der Arme wohl ausstanden haben, bis er, der kräftige Mann also abgemagert war, durch solche Seelenkämpfe mußte er durchgegangen sein bis dieser heilige Friede die starren Todenzüge verklären konnte? „Er hat sich versöhnen wollen“ sagt Stephan, und ich, ich bin nicht gekommen. Herr Gott, „verzeih’ mir meine Sünde!“

Der Dorfsitte gemäß mußte Stephan mit Andern die Todewache halten, er mußte seinen ehemaligen Freund und

Nachbar hinaus auf den Friedhof tragen. Er schaufelte die ersten Grundschollen auf den Sarg in der Tiefe und als die Seile heraufgezogen waren und das Grab geschlossen, ging er mit den Andern in die Kirche, wo der Pfarrer die Leichenrede hielt. Er that alles, was ihm oblag, aber es war ihm zu Mut wie in einem wüsten Traum, die ganzen drei Tage lang. „Unser heimgegangener Bruder,“ hörte er von der Kanzel, „schied mit Gedanken des Friedens von dieser Erde, sein Letztes war ein Wort der Versöhnung, schon im Tode erkaltend, streckte er die Hand zum Friedensbunde aus. Wir wissen nicht was im Jenseits liegt, aber wer im Frieden stirbt, des können wir überzeugt sein, der stirbt wohl!“ „Und ich, ergänzte Stephan, hab's nicht gethan, für mich heißt's zu spät

Wie in frühern Tagen stand Stephans Frau jetzt wieder bei Stilzers in die Bücke. Stilzers Marie klagt der Nachbarin ihr Leid und läßt sich von ihr trösten.

Das bequeme Astloch in der Gartenscheide verliert seine Bedeutung; Martin geht frei bei Stephans ein und aus und Evel und Gretel sehen sich auf Weg und Steg. Für alle andern wurde Stilzers letzter Wille ein Anstoß zum Frieden. Nur Stephan konnte nicht zurecht kommen, es war ihm meist zu Mut als müsse er sich an den „Zu spät!“ hinterfinten.

Es ging der Lichtmeß zu, die Jahreszeit welche die Bauern aus der Winterruhe aufrüttelt. Bei Stephans hatte es keine Not mit der Arbeit, war doch Peter ein Bauernsohn, wie er in den Büchern steht, der wirtschaftete gewissenhaft auf dem Gut, das ihm zu eigen bleiben sollte; dazu hatte er seiner Dienstzeit

genügt und dachte entschieden daran, des Müllers Biß zu heiraten, wogegen die Eltern nichts einzuwenden wußten.

Bei der Wittve Stilzer sah's indes anders aus. Bei ihr lag und stand, was durch des Vaters Krankheit und Tod liegen und stehen geblieben war. Dazu brachte der Gemeindevote ein verhängnisvolles Schreiben, das die Einberufung ihres Sohnes auf den 1. April anberaumte. Heulend brachte sie den verhängnisvollen Brief in's Nachbarhaus. „Ihr Leute,“ schluchzte sie, „helft mir; wenn der Martin unters Volk muß, bin ich und das Gretel verloren, was wollen wir allein ohne Mannskerkel anfangen?“

Die Stephansmutter hatte keinen andern Trost zur Hand, als daß sie, mit der Heulenden, heulte und schließlich über alles Soldatenwerk in der Welt und insbesondere über das in Preußen loschimpfte. Ihr Mann hingegen hörte das Leid an und sonderbarer Weise erschellten sich dabei dessen trüben Züge. „Marie,“ sagte er, „als dein Mann mir die Hand entgegen gestreckt, bin ich zu spät gekommen. Gott weiß, wie mich das seither gewurmt hat, aber jetzt will ich's gut machen, zählt auf mich. Der Philipp kanns allein machen, ich helf euch durch bis der Martin wieder kommt!“ Von da weg kam neues Leben in Stephan, fühlte er doch täglich mehr, daß er die Hand, die der Sterbende ihm geboten, aufs kräftigste faßte.

V.

Stilzer-Stephan.

Philipp's Hochzeit mit der Müllerin ist vollendete Thatsache. Der junge Bauer schaltet und waltet im Feld und im Hof nach eigenem Gutdünken, daran hindert ihn niemand.

Anders sieht's an der Feuerplatte aus, wo die Schwiegermutter und Schwägerin Eva bisher hantierten. Die Biß kann als junge Bäuerin die richtige Stellung in der Haushaltung nicht finden und ihr Sinn steht nicht darnach, aufzugeben, zu was sie sich berechtigt fühlt. So gibt es denn Reibereien, die fast immer zu Ungunsten der Eva ausfallen.

„Mutter,“ erklärt diese schließlich, „ich seh' alle Tage mehr, daß ich überflüssig bei Euch bin. Unter der Biß will ich nicht tagelöhnern, und sonst im Haus ist kein Platz für mich. Vogts Selmel hat mir geschrieben, es habe einen guten Platz für mich, so will ich denn, in Gottes Namen, in der Stadt mein Heil versuchen. Wer nicht draußen war, kommt nicht heim.“

! Mit Leid im Herzen gab die Stephanin ihre Einwilligung, sah sie doch selbst ein, daß unter den obwaltenden Umständen die Dinge in die Länge nicht Stand halten konnten.

Der Winter ist ein kurioser Heiliger, manchmal thut er Jahre lang als ob er weder brechen noch beißen könne, dabei dürfen ihm die Mücken auf der Nase tanzen, er erwehrt sich derselben nicht, dann auf einmal macht er Ernst, und sonderbar hat er in den letzten 30 Jahren immer die Zahlen mit Null gewählt, um zu beweisen: „Ich bin der Mann!“ 1870, 80 und 90 gabs Winterfröste, deren unsere Enkel sich erinnern werden.

Es schreibt indes leicht vom harten Winter, wer die Füße in schwellendem Pelz stehn hat während der Ofen gemüthlich hinter dem Schreiber brummt. Anders aber ist's, bei achtzehn Grad Kälte, unserm Martin Stülzer zu Mute, der um eifs Uhr in der

Neujahrnacht als Ablösung dem Palais des Generals zu marschirt. „Prosit!“ wünscht, sich davon machend, sein halber stararter Vormann, und Martin tritt pflichtschuldig seinen Posten an. Trübselig denkt er an daheim, zu allererst an den großen eisernen Ofen, auf dessen Vorderplatte die Hochzeit von Cana gegossen war; von dieser Hochzeit kommt er natürlich auf eine andere, im Schoße der Zukunft liegende, dabei steht ihm Ewele vor Augen mit seinem Strahlenkranz von Goldhaaren um's frische Gesicht. „Ach du lieber Gott, wie weit, wie weit im Feld ist das alles! Es ist doch gerade, wie wenn man in der Kaserne in einem andern Weltteil wäre, mir ist dato zu Sinn als könnte ich mein Tag des Lebens nicht mehr aus dem Soldatenge treibe herauskommen, und doch brauchte mich die Mutter so nötig als sie Brot ist. Es wäre ja so uneben nicht, daß jeder sein Stückel vom Vaterland verteidigt, aber wenn man keinen Vater mehr hat, wär man gewiß daheim am notwendigsten. Ja, daheim sein! Jetzt sitzen sie drüben bei Stephans und trinken Nußwasser und krachen Nüsse und schälen Äpfel und essen Kuchen, den das Ewel gebacken hat, ja wer dabei sein könnte!“

Trübselig wischt sich die Schildwache mit dem Fausthandschuh den Reif vom Schnurrbart, er langt noch etwas höher hinauf, als wolle er das Gefrorene auch von den Augenbrauen entfernen; unter diesen ist's nicht gefroren, da quillt's, aus warmem sehnsuchtsvollem Herzen, in die braunen Augen des Soldaten. „Es ist ein verfluchtes Ding, von 11—12 in der Neujahrnacht Schildwache sein!“ brummt er und will eben seine 10 Schritt lange Wandelbahn wieder antreten, da dreht sich leise die



E. Bosch
1891

Hausthüre, die er bewacht, in den Angeln. „Prost Neujahr, Martin!“ ruft zum Tauschen ähnlich, Eva's Stimme zur Spalte heraus und ein Henkelglas dampfenden Punsch'es erscheint im Lichte der Gaslaterne. „Träum' ich, oder wach' ich?“ denkt Martin, den Fausthandschuh von der rechten Hand streifend. „Bist du's, Evel?“ Keine Antwort, die Hand blos bietet den

glühenden Trank, der den Halberstenern wieder aufkaut. Aber jetzt wohin mit dem Glas, das bei der Ablösung verhängnisvoll werden könnte? Eine dünne Spalte klappt an der Thüre, diese nimmt den Verräter auf, dann schnappt die Falle wieder ins Schloß. Mitternacht tönt vom Münsterturm herab, die Ablösung geschieht, Martin muß auf die Wachtstube zurück, wie gerne er auch seinen Dienst an dem Zauberthor fortgesetzt hätte.

In der Neujahrnacht stand Martin an des Generals Wohnung, für seinen Kaiser Schildwache, nun kann's ihm kein Mensch verübeln und verwehren, wenn er zu anderer Zeit auf eigene Faust in Privatangelegenheit dort Wache hält. An der geheimnisvollen Hand, die ihm am Sylvester den Bunsch kredenzt, muß und kann niemand anders hängen, als Stephans Ebel, so wie das Mädchen hat kein anderer Mensch einen Klang in der Stimme. Wie sollte der arme Martin aber in das verwünschte Generalschloß hinein kommen? Fast reute ihn, daß er die häufigen Aufforderungen, Bursche zu werden, abgeschlagen. Ein richtiger Bauernsohn wird eben nicht Offiziersbedienter, wenn auch noch so viel drum und dran hängt, was das Soldatenleben bequemer macht. Aber nun ärgerte sich Martin zum gelb werden über alle die Burschen, die zu jeder Tageszeit zum General gingen und die gewiß meist von seinem Ebel empfangen wurden. „Das soll doch der Kuckuck holen!“ meinte Martin. Der Kuckuck war aber bei der Kälte, die im Jänner 91 über Europa herrschte, noch nicht bei der Hand, deswegen blieben die Verhältnisse die gleichen, bis endlich gegen Frühjahr unversehens das Ebel, mit

der flotten elsässer Schleife, auf dem Markt vor Martin auftauchte.

„Du Donners Her machst einen Laufen und Faktion stehn, mehr als man es im Dienst thun muß! Wie kommst du denn hierher? und sagst nichts und schreibst nichts!“

„Alles nicht nötig, Martin,“ war die Antwort, „wenn man beim General dient, braucht man den Soldaten die Adresse nicht zu geben. Ich bin hier, weil mirs bei der Müllerliß, des Philipps Frau, nicht gefallen wollte. Bogts Selmel, die Köchin bei Generals ist, verschaffte mir den Platz als Beimädel, dabei lerne ich das Kochen und überhaupt mich bei den Leuten umthun. Gesehen habe ich dich alle Tage, aber ich will einmal kein Soldatengeschleif, deswegen gehst du deine Wege und ich die meinen.“

Das war ein Deutsch, das Martin verstehen mußte, wenn es ihm auch wenig einleuchtete.

„Hol der Ruckuck das Soldatenleben,“ brummte er, „ich wollt wir wären daheim und könnten heiraten.“ (Zur Stunde war der Ruckuck zur Stelle, schrie er doch gewaltig im Neuhöfler Wald.)

„Deine Mutter meints auch so,“ erwiderte Eva, „sie hat eine Schrift von dem Bürgermeister machen lassen, damit du loskommst und alle sagen es wär ganz nach dem Rechten, wenn sie dich heim ließen.“

Martin, anstatt zu antworten, machte plötzlich Front im höchsten Respekt, nicht vor der Rede seiner Liebsten, die übrigens auch Respekt verdiente, aber vor dem General, welcher auf

seinem Schimmel vorbeiritt. Als er seiner Militärspflicht genügt hatte und umfah, war Evel im Marktgewühl verschwunden. Sie kauert vor dem weißen Marmorkamin in dem Generalskabinet und bläst mit vollen Backen ins Kienholz, das sie über den erlöschenden Kohlen aufgetürmt, endlich schlägt die Flamme auf und bestrahlt das schöne Gesicht des Weimädels.

Sinnend sieht Evel den Flammen zu, sie merkt erst daß Jemand ihr nahe getreten, als sie den General vor sich sieht.

Berlegen bückt sie sich gegen das Feuer, als hänge Wichtiges davon ab, daß gerade in diesem Augenblick die Klöße kunstgerecht über die Glut aufgetürmt werden. Das Werk ist gelungen, die Eva will sich drücken, aber des Herrn Wort fesselt sie an die Diele.

„Wer ist der Bursche, mit dem du dich auf dem Markt unterhalten?“ fragte kurzweg der General.

„Er ist — er war — er ist —,“ stotterte Eva, „mein — unser Nachbarssohn.“

„So, so,“ lachte gültig der Herr, „eine alte Bekanntschaft?“

„So lang mirs gedenkt,“ gab Eva etwas beruhigter zu.

„Na da erzählen Sie mir einmal davon,“ sagte der General gemüthlich eine Cigarre in Brand setzend.

Das Mädchen hätte keine Eva sein müssen, wenn sie, bei dieser Aufforderung, nicht die günstige Lage der Dinge erfaßt hätte. Genug, sie wußte, wo sie hinauswollte und richtete geschickt ihren Bericht darnach ein.

Sie schilderte der beiden Familien Zusammenleben, „aber eines Tags sollte es anders kommen,“ fuhr sie fort und erzählte

die Marksteingeschichte. „Alle waren böß eins über das andere,“ bemerkte sie, „nur der Martin und ich haben zusammengehalten. Nun kam die Dielelwand mit dem bößen Fall und dem Tod des Nachbarn und wie nun die Stilzerin übel dran sei, doppelt übel, weil der Martin dienen müsse und das Gretel auch ans Heiraten denke. Die arme Götzel kann mich dauern, wenn sie doch bloß ihren Sohn wieder hätte!“

„Da meinen Sie wahrscheinlich,“ entgegnete lächelnd der General, „daß der Kaiser auf den Martin verzichten solle.“

„Warum denn nicht, der Kaiser ist ja so gut und er hat so viele Soldaten, daß er's schon ohne den Martin machen könnte und die Stilzerin hat Niemanden mehr auf der Welt.“

„Wollen jehn, Eva, was sich thun läßt,“ tröstete, von der schlichten Erzählung bewegt, der hohe Herr.

An den Küchenfenstern im Schluß haben die Spinnen längst ihr Recht wieder verloren. Frei dringt die warme Frühlingsluft durch die offenen Scheiben und beim Spülen teilen sich die alten Freundinnen Freud und Leid mit.

„Wie gehts deinem Alten heut?“ fragt die Stilzerin besonders teilnehmend, weil durch das Unwohlfsein des hülfereichen Nachbarn ihr Handel und Wandel gehemmt ist.

„Es geht so, la la!“ entgegnet die Stephanie, „es ist die Sucht wie sie eben umgeht, er friert, kann nicht essen, rauchen will er auch nicht und ist dabei so elend, daß er kein Wein aufheben möchte.“

„S' Brauchen wär gut,“ meinte die Stilzerin, „die Köhlerin

weiß etwas, in den drei höchsten Namen, wenn man das braucht fliegt's frei von den Leuten; wenn du willst, schick ich dir das Weibsbild."

Die Stephanin schüttelte. „Mit solcherlei komm' mir nicht, Marie," sagte sie, „wenn die Köhlerbärwel hegen könnte, hegte sie sich Brot in die Tischlade."

„Wie du meinst," erwiderte etwas steif die Nachbarin. „Was in den drei höchsten Namen geschieht scheint mir keine Hexerei. Doch jetzt muß ich fort, die Fröhherdäpfel setzen, wer will sie in den Boden bringen, wenn ich's nicht thu'?"

„Ich!" tönte es plötzlich von der Küchentüre her; das Ich sagt Einer, der mit dem Kartoffelsetzen umgehen kann, nämlich der Wittwe Sohn, Martin, frank und frei, ledig jeder Soldatenpflicht.

Aus dem Kartoffellegen wurde indes selbigen Nachmittag blutwenig, wenn schon zwei zur Stelle waren, die das Geschäft hätten thun können.

Die Stützerin mußte nur immer lügen und lügen, was ihr Martin für ein Staatskerl geworden und die Stephanin kam spornstreichs auch herüber und half mit lügen und verwundern.

„Gelt aber, Martin, ich hab's hingebracht," sagte die Mutter „ich hab so nöthlich beim Bürgermeister gethan, daß sie dich haben freilassen müssen."

„Ihr schießt daneben, Mutter," erwiderte Martin, „wenn das Ewel nicht beim General angefetzt hätte, wär's so schnell nicht gegangen. Ihr hättet ohne mich heuen und ernten müssen."

„Unser Evel?“ fragte die Mutter Stephan, „und das hat das Herz, mit dem General zu reden?“

„Das Evel,“ berichtete Martin, „gilt viel bei seiner Herrschaft und mit Recht.“

„Aber wie komm ich dazu,“ unterbrach die Stülzerin plötzlich den Bericht, „du kommst so weit her und ich biete dir weder Kaffee noch Trockeness an?“

„Macht den Kaffee, Mutter,“ bat Martin, „derweilen geh ich zum Stephanvater 'nüber.“

Der Stephanvater rappelte sich aus seinem Lehnstuhl hinter dem Ofen auf, als er des Besuchers wahrnahm. Nachdem die ersten Bewillkommungsreden gewechselt waren, sagte er: „Du kommst wie die Sonn zu Barnabas, Martin, unser Herrgott weiß ob es hätte ohne dich gehn können. Wenn eine Wittfrau Tagelöhner zahlen soll, da hats gefehlt. Nun, wo du da bist, kann ich doch auf der faulen Haut liegen ohne Sorgen.“

„Das könnt ihr schon, Pfetter,“ erwiderte Martin, „aber es wär' mir lieber, Ihr wärt wieder zuweg!“

„Es geht schon besser seitdem ich dich sehe,“ meinte Stephan

„Wenn ich Euch von Euerm Evel erzähle, so gehts gewiß wieder ganz gut,“ lachte Martin, und nun schwamm er in dem richtigen Fahrwasser und ruderte lustig weiter, bis er an einer gewissen Stelle anlangte, wo das Landen ihn besonders freuen konnte. „Ihr wißt, Pfetter und Göttel,“ warf er den Anker aus, „wie es zwischen dem Evel und mir liegt, wir haben von Kind auf zusammen gehalten,“ er wischte über die Stirne, wo die Narbe, die er sich als Knabe im Kampf um das Evel geholt,

noch sichtbar war. „Wir sind uns treu geblieben, uns zwei hat die vermaledeite Dielenwand nicht getrennt. Deshalb mein' ich so soll's bleiben und ihr gebt mir euer Kind zur Frau; was meint Ihr dazu, Pfetter?“

Der Pfetter kam nicht zum Wort, zum ersten würgte ihn etwas im Hals und zum zweiten fuhr seine Frau dazwischen, indem sie dem Freier die Hände auf die Schultern legte und ihn mit freudestrahlenden Augen ansah.

„Von jung auf bist du mir lieb gewesen, Martin,“ sagte sie, „und weiß Gott, du bist mir's geblieben auch damals. Ich hab' alles gesehn und gewußt, und hab' dazumalen keinen Finger gerührt, weil ich gedacht habe, unser Herr Gott wird's dennoch machen daß ihr zusammen kom mt.“

„Frau,“ sagte Stephan, dem endlich die Kehle frei geworden, „der Martin hat mich gefragt, nicht dich!“

„Du wirßt doch nichts darwider haben?“ sagte Frau Stephan, indem sie ihrem Mann einen, nicht ganz sonnigen, Blick zuwarf. Als sie aber sah, daß der Alte mit der Rührung kämpfte, zog sie sich zurück.

„Martin,“ hub Evas Vater an, „es ist mir zu Mut als solle nun endlich alles vergeben sein, jetzt erst fällt mir die schwerste Last von dem Herzen, die ich mein Lebtag getragen habe. Wenn Einer 'nüber geht und streckt die Hand zur Ver söhnung aus, wie es dein Vater gethan, so findet der wohl seine Stätte droben in der himmlischen Heimat, denn er hat den Frieden gewollt. Aber der, welcher gezögert hat die Hand zu reichen, bis es zu spät war, den trifft ein schweres Urtheil.“

Ich hab' gemeint, indem ich deiner Mutter helfe, solle es mir leichter werden, ich konnt's darum doch nicht vergessen, ich hab' deines Vaters Todenhand über mir gesehen im Schlafen und im Wachen. Manche Nacht hab' ich gekämpft im Traum und wollte die Hand erreichen und konnt's nicht. Auf meinen Achseln drückte es stet fort, wie damals als ich deinen Vater hinausgetragen, und in meinen Ohren schallte es fort und fort, wie die Schollen, die ich auf seine Todlade geworfen. Nun du als Sohn zu uns kommst, unser Kind zu freien, so ist mir zu Mut: Dein Vater habe dich geschickt und mir, auf diese Weise, seine Hand noch einmal geboten."

Der Alte ließ sich, erschöpft von der langen Rede, in seinen Sessel nieder und deckte die Augen mit den Händen, die Frau wischte mit der Schürze übers Gesicht und in des Jünglings Augen perlten Thränen. Stille war's in der Stube, als schwebe ein Engel vorüber.

Da klang durch Stilzers Küchenfenster: „Martin, der Kaffee ist fertig, Stephans sollen mitkommen!"

Diesem Wunsche wurde entsprochen und bei dem Extrakaffee kam natürlich alles in gewünschten Fluß.

Als Peter mit seiner Liß und später Stilzers Gretel sich einfanden, bekamen sie bei der unerschöpflichen Kanne das Neuste zu wissen. Beschlossen wurde im Familienrat: Das Ewel müsse zum Michelstag Iheim und auf Martini solle die Hochzeit statt haben.

Lange Weile kam wohl Martin nicht an, den Sommer über, hatte er doch vollauf zu thun, im Feld, mit bestellen, säen

und ernten, im Haus mit einrichten und bauen. Als aber die letzte Kartoffel im Keller, die letzte weiße Rübe in der Scheuer war, als die Mutter mit Gretel in die Oberstube eingezogen waren, dünkte ihn doch, der Kalendermacher habe heuer zu viel Tage für den Oktober aufgezeichnet. Gewöhnlich bezwingt Martin seine Ungeduld, indem er eine Extra-Arbeit unternimmt, aber im Augenblick findet er nichts im Wald und nichts im Feld, was gerade von nöten wäre, so nimmt er denn das Beil und geht in den Grasgarten. „In Gottes Namen,“ sagt er, indem er den ersten Streich auf die Dielenwand führt. Der Streich mußte tüchtig gewesen sein, denn von der andern Seite kommt das Egel herbeigelaufen. „Martin, was ist's?“ ruft es, „was machst du?“

„Ich mach das Holz für unser Hochzeitseffen zurecht“, war die Antwort und Streich auf Streich fällt auf die Dielen, bis Egel in der Bresche erscheint. Da ruht das Beil, der Arm hat anderes zu thun, er umfaßt die liebe Braut und die Rippen finden sich über den Trümmern der Scheidewand.

Wie dabei dem alten Weißborn zu Mute war! Dem alten Kameraden wirds noch einmal jugendlich ums Herz, er zieht ein rotes Röcklein an und streifts erst dann wieder ab, als der erste Reif ihn in den Schlafkittel hüllt. Dieses sollte des Weißborns Todtenkleid werden, am Frühjahr, wo alles wieder neu wurde, erwachte der treue Grenzwächter nicht mehr. Nur einer blieb noch übrig: Der Grenzstein. Dieser träumte in seiner trostlosen Einsamkeit von Recht und Gerechtigkeit, von mein und dein, von Vergleichen und Prozessen.

Aber auch dieser starre Geselle sollte endlich eine andere Stätte finden, als die, wo er so übles angerichtet. Vater Stephan ist heimgegangen, er hat, wir hoffen es, die Hand erfaßt, die ihn Jahre lang verfolgt, und weiß nun, was lieben und hassen heißt. Seine Kinder wollen seine Grabstätte einfriedigen, dazu holt Martin den Markstein herbei, da steht er nun wieder auf der bedeutendsten Scheide, nämlich auf der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit!



Greifenbitte.



Dem Lebenshöhengipfel nah
Dank deinem güt'gen Walten —
Lobsing' ich Dir: Halleluja.
Mein Tag sich neigt, Herr, bleibe da!
Laß nicht mein Herz erkalten,
Nicht meinen Geist verkalten!

O hauche Du verjüngend ein
Mir deiner Liebe Gluten;
Laß mich den Alpen ähnlich sein,
Die noch vor Nacht in Purpurschein
Erglühend übersluten,
In Liebe sich verbluten!

